

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1906**

257 (3.11.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 44



An der Schnitzelmaschine.

Charakterbild aus der verlassenen Welt von M. A. Simacek. Aus dem Böhmischen überfetzt von Franta Hajek.

25) Lena vernahm nahende Schritte. Erschrocken hielt sie inne in ihrem wilden Tanz. Sie wartete, ob jemand komme, aber die Schritte gingen nur vorüber. Lena verzerrte in ihrer starren Unbeweglichkeit, mit hervortretenden Augen vor sich blinzelnd. Mit einemmal lief sie nach der Ecke, wo die Mädchen ihre oberen Kleider zu hängen hatten, die Tücher, die Joden. In einer Reihe standen da auch ihre Schuhe. Lena blühte um sich, schlüpfte dann in einen, gleich auch in einen anderen Schuh. Dann nahm sie ein halbweisses buntgeblümtes Tuch und in der Eile ihr Haar ein bißchen ordnend, wand sie es um ihren Kopf. Bald hatte sie auch einen blauen, mit gelben Sternchen bedruckten Kattunrock überworfen, und sich im Kreise drehend sprach sie halblaut vor sich: „So hätte ich ihm vielleicht doch noch gefallen!“

Das schallende Gelächter der zurückkehrenden Mädchen unterbrach sie in ihrem nachsinnigen Tanz. Rasch warf sie den Rock von sich und auch die Schuhe und stellte sich unweit der Tür auf, so daß die Mädchen an ihr vorüber mußten. Lena mußte sie alle mit aufgeschienen Augen. Es sind doch auch alle nur Arbeiterinnen, alle auch arm, aber jede von ihnen kommt am Werktag an die Arbeit besser gekleidet, als sie selbst am Sonntag. Der einen schimmert ein Stüchlein weißer Spitze, das sie sich an ihr Leiden angehängt hatte, um den Hals, die andere hat ein schwarzes Bündchen, eine dritte eine Schürz faltscher Korallen umgehängt. Es ist ein fast verzweifelter Schmutz, den sie sich da alle angelegt haben. Die Haare sind glatt gekämmt, die Kopfbedeckung sorgfältig gebunden. Keine trägt einen schmutzigen, ausgefransten Rock und ihre Tücher zeigen kein Fleckchen.

Und ihr ist niemand in den Sinn gekommen, darüber nachzudenken, oder auch nur manchmal wie im Traume ihr ein etwas ähnliches aufgeschoben. Aber das ging wieder so schnell vorüber, wie es gekommen. Sie war noch ein Kind, als die Mutter starb, der Vater ließ sie gewähren und machte sie auf derartige nicht aufmerksame. Und außer mit dem Vater verkehrte sie mit niemand. Andere Mädchen, die es nicht nötig hatten, so frühe schon so schwere Arbeit verrichten zu müssen, wichen ihr des verabschiedeten Knuschens wegen aus. So wußte sie auf, so wie sie sich nun verachtete! Der Jörn gegen sich selbst erfaßte sie mit ungewöhnlicher Kraft. Sie entschuldigte Wenzel und beschuldigte umso leidenschaftlicher sich selbst.

„Nicht hat er getan! Ich verdiene nichts anderes, als mit Füßen getreten zu werden. Natürlich muß er mich auslachen, daß ich so ein Narr gewesen bin und mir einbildete, daß er mich gerne haben könnte. Wozu bin ich? Zu gar nichts, als heisse ich geboren zu werden, um nicht im Wege zu stehen. Nun, ich werde ihm schon aus dem Wege gehen — — —“ Der Gedanke ans Sterben erfüllte Lena immer mehr. Er hatte die verschiedensten Formen angenommen und sprach zu ihr in allen Tonarten, bald lodernd, bald verzweifelt, jetzt leise, gleich darauf schreiend, bald schreute er sie, gleich darauf aber verließ er ihre neuen Mut, er erfüllte sie mit Trauer, aber auch mit Verachtung. Allmählich faßte sie einen bestimmten Plan, der sich an das Vorhandensein eines großen Leiches anlehnte. Lena kannte ihn, er war in entgegengekehrter Richtung als das Dorf, und die Erinnerung an den Leich beherrschte nun Lena ausschließlich. Sie sah sich ihm zuwenden, es ist Abend und kühl. Sie, in ihre Fesseln geküßt, laßt ihn, bleibt einen Augenblick auf dem Tamm stehen, wirft dann nach einem letzten Blick zum Himmel empor und fährt sich in die riesige Tiefe. Die Finsternis umgibt sie, sie vernimmt noch ein letztes Haufchen — und alles ist aus.

„Was sonst noch mit mir?“ redete sie sich leise zu. Ihr wilder Schmerz reißte zu einem traurigen Entschluß. Nun sahien auch Ruhe bei ihr einzutreten, eine tiefe, geheimnisvolle Ruhe, es ward friedlich in ihr — oder war es nur eine nach den vielen Stürmen sich einstellende Ermattung — — —

Entschuldig langsam verging der Vormittag. Als sie dann mittags durch der großen Saal dem Eingange aufsteht, ohne sich umzusehen, sprang Wenzel wieder wie gewöhnlich zu ihr und wollte sie umarmen. Festig, ja wild stieß ihn Lena von sich und schrie mit durchdringender Stimme: „Lassen Sie mich in Ruhe!“ Sie tut es nicht aus Jörn für ihn, sondern aus Verachtung für sich selbst. Sie war es nicht wert, sich an ihn anzuschmiegen. Auch war es zum erstenmal, daß sie zu ihm „Sie“ sagte. Das Bewußtsein ihrer Nichtigkeit ihm gegenüber drückte sie zu Boden.

Verwundert blieb Wenzel wie angewurzelt stehen, aber die Kollegen lachten. „Nun ist es aus, lieber Wenzel!“ scherzte Rezboda. „Gewiß hat sie dich mit Werna gesehen und wird nun ihr Glück anderwärts suchen.“ „Ja, gewiß, das werde ich“, dachte Lena bei sich, traurig Rezbodas Worte beim Gindastreten noch vernehmend. Durch den Kopf blühte ihr wieder das Bild des großen Leiches. Welch wie der Tod selbst, betraf sie die Kaserne.

Die Schlosser haben auch nachmittags gearbeitet. Wenzel war noch lustiger und lärmte noch mehr als in der Frühe. Das schlammige hatte er nun hinter sich. Lena mußte schon, woran sie mit ihm ist, und schien sich in ihre Lage noch ganz leidlich zu fügen.

Einem wundervollen Nachmittage und Abend folgte eine mondarme Nacht. Der Wächter in der Fabrik hatte die sechste Stunde längst schon gepiffen, als um Schatten der Baumallee haltend, eilte sie in der Richtung des Leiches. Ihr

Schatten vermischte sich mit dem Schatten der Bäume, in deren Schutz sie sich bewegte.

Seine lebendige Seele begegnete ihr und so kam sie unbemerkt bis an das mit Weiden und jungen Pappeln bewachsene Ufer; das Laub der Bäume und Sträucher glänzte silbern in dem geheimnisvollen Lichte des Mondes.

Lena setzte sich an eine erhöhte Stelle, in den Schatten eines Weidenkranzes. Vor ihr lag die stille Wasserfläche ausgebreitet, sie füllte, wie die kalte Nässe ihre bloßen Füße nekte. Nach der tiefen Trauer, die den ganzen Tag sie fast bis zur Erstarrung lähmte, fühlte sich am Abend der alte Kampf wieder ein, der sie jetzt auch nicht mehr ausließ und an ihr zehrte. Die Wut gegen sich selbst wachte aufs neue wieder auch den Jörn gegen den Mann, der ihr so übles angefügt hatte.

„Sterben, ja sterben, aber ihn gleichzeitig mit sich hinab reißen!“ grübelte Lena, und hob die Augen zu dem lichtroten Himmel. Sie mußte wieder der schönen Abende, die sie mit dem Geliebten verbracht, gedenken und die Erinnerung daran erhöhte nur ihren Jörn gegen sich selbst und Wenzel. Ohne Zweifel läßt er jetzt mit ihr, mit der andern, umarmt und küßt sie, wie er einst Lena küßt, und mit lustigen Lachen erzählt er von ihr, der Abgerissenen.

In dem Augenblicke sehnte sie sich danach, mit ihnen harten Sünden seine Kette aufzubrechen zu können, daß er sein Wort mehr hervorbringen könnte. Krampfhaft ballte sie ihre Rechte und drohte mit der Faust ins Leere.

Auch das Mädchen möchte sie erwürgen, damit sie über Wenzels Spottreden nicht lachen könnte, nicht über sie und ihre Lumpen — — — Dann sah sie wieder die glatte Wasserfläche vor sich. Warum soll sie sich fortwährend mit diesen wilden Gedanken quälen, wo sie doch mit einem Schlag alles beenden kann? Nur einen Sprung in die Tiefe und mit allem Leid ist es aus, nichts wird sie mehr fühlen, nichts mehr wissen. Niemand wird sie bedauern, niemand bemitleiden, der Vater vielleicht ein wenig. Wenzel wird sie nur darüber lächeln! Oder würde sich doch ein Gefühl in ihm regen und — — —

Über hat er denn ein Gefühl? Hätte er sonst je so küßen und an sich pressen können? Und sollte sich nun alles verflüchtigt haben, nur weil sie so arm, so elend ist? Vielleicht könnte sie, wenn nicht mehr seine Liebe, so doch sein Mitleid erwecken, vielleicht braudt sie doch noch nicht zu sterben! Vielleicht gelingt es, sein Herz zu rühren, wenn sie ihm all ihr Elend, all ihre Qual und ihre Verzweiflung schildert. Sie will ihm zu Füßen fallen, will vor ihm hintriefen wie ein Sünd, will ihm sagen, daß sie für ihn arbeiten will und daß sie ihm durch ihr Verdienst und ihre Demut ersetzt, was die andere vor ihr mehr hat. Vielleicht erfaßt ihn doch das Mitleid und er wird barmherzig sein zu ihr. Ja, noch mehr, erniedrigen wird sie sich für ihre Liebe und vielleicht — vielleicht — ist doch noch möglich, daß Wenzel zu ihr zurückkehrt.

Nun hielt sie es aber hier nicht länger aus. Die neu erwachte Hoffnung trieb sie fort von hier. Der Ertrinkende greift nach dem Strohball, Lena begann zu hoffen an ein Mitleid, an Barmherzigkeit. So glücklich und grenzenlos war ihre Liebe, daß sie nicht forbern, nein, daß sie bitten wollte. Mit diesem gesahnen Entschlusse lehrte sie endlich nach Hause und mit einem Gewirr der wohlsmimmigsten neuen Vorstellungen saß sie auf ihr Lager. Ein Gedanke jagte den andern, wie eine Welle an der Wasserfläche die andere treibt. Alle die Bilder, die sie in letzter Zeit so ausschließlich beherrschten, fanden wieder vor ihrer Seele, bald der Wald, bald die Fabrik und auch der Leich — — —

Eine schreckliche Ermüdung nach all dem Mühsal des heutigen Tages stellte sich endlich ein. Alle die Vorstellungen verwirrten sich und Lena konnte nicht mehr klar unterscheiden. Alles schien sich zu verwirren und vor ihr unterzugehen, bis endlich vor ihrer gehebten Seele alles versank. Lena schlief ein — — —

Die Morgenstunden erst wackeln alle die Bilder und Vorstellungen zu neuem Leben auf. Alles sprang wieder empor wie aus der Verjüngung, kaum, daß die erwachten Lebensgeister sich wieder zu regen begannen.

Lena eilte in die Fabrik. Der neu erwachte Hoffnungszunke entfachte sich über Nacht zu einer kleinen Flamme. Gestern begann die Einfärberei und bis Samstag mußte alles fertig werden, alles ausgeräumt, gereinigt und blank gepulvert sein. Lena wurde vom Boden in den Siebeseal geschickt. Vom Filtrationsstrome oben angefangen, sollten nach und nach sämtliche Wände abgefaßt, die Fenster gepulvert und der Fußboden geschneuert werden, so allmählich bis in die untersten Räume herankam. Wenn alles fertig werden soll, haben drei Frauzenzimmer reichlich zu tun. Kaum als Lena eintrat, wurde sie gleich mit noch zwei Mädchen zu den Reservoiren im Filtrationsstrome geschickt, so daß ihre nicht einmal so viel Zeit übrig blieb, um sich nach Wenzel umzusehen. Zwar sagte sie sich, daß sie in der Fabrik ohnehin kaum Gelegenheit findet, sich ihm zu nähern und daß sie die Zeit abwarten muß, wenn er nach Hause geht und sollte sie auch die ganze Woche vor der Fabrik stehen. Aber immerhin hoffte sie wenigstens auf eine passende Gelegenheit, wo sie mit den Augen nur ihm ein Zeichen geben kann, daß sie ihn zu sprechen wünscht.

Als sie in den Turm kam, hat sie es sehr unangenehm berührt, als sie dort auch Kuchor gesehen. Ein Jörn erfaßte sie. So lange dieser Mensch sie nicht im Wald überraschte, war alles gut und schön. Seit jener Stunde war alles eingeschüßert, lag ihr alles Glüd in Trümmern. Hundertmal lieber hätte sie jeden andern hier gesehen, nur diesen einen nicht. Selbst Rezboda wäre ihr lieber gewesen, obwohl er für sie nur Spott hatte und sie immer verächtlich ansah und anlästelte. Nur nicht Kuchor. Neben ihm arbeitete auch ein Heiner, gedrungener Mensch, den sie noch nie gesehen hatte und welcher, kaum daß sie eingetreten war, sie unaufhörlich fixierte und sich immer nach ihr umsaß. Warum hat er sich nicht auch nach den anderen Mädchen umgesehen? Was hat er an ihr, daß er sie

Allerlei.

Der Frauendienst im Mittelalter. Wie sich die Gegenätze oft selbst am Verühren, davon mag die Stellung der Frauen bei den romanischen Völkern einen Beweis geben. Während bei den germanischen Völkern das Weib niemals als unabhängige Heilige, aber auch nie als das galante Spielzeug des Mannes betrachtet wurde, sondern stets die gediegte Genossin desselben war, bietet das Verhaltis der Geschlechter in Frankreich und Italien die auffallende Erscheinung einer abwechselnden Ueberhangung und Vertennung, so daß das Ideal des Weibes dort bald von allem irdischen entfernt, bald mitten im Fahl der Sinnlichkeit gesucht und gedacht wird. Es liegt dies in der exzentrischen Charakteranlage dieser Nationalitäten begründet, in der leidenschaftlichen Erregtheit ihres Wesens, die keine naturgemäße, mit Ruhe gepaarte Weltanschauung zulast und ewig zwischen höchstem Aufschwung und tiefster Erniedrigung schwankt. Vergleicht man die merkwürdige Erscheinung des mittelalterlichen Frauendienstes mit der Glorifikation des Vortentums von heute, so wird man nicht umhin können, eine gewisse Uebereinstimmung zu erkennen. Dort wie hier war das Weib in seiner natürlichen Würde als Gattin und Mutter nicht der Beachtung wert und während im Mittelalter der Ritter sein Gut und Leben daran setzte, um seiner Dame dienbar zu sein, gleichzeitig ob er damit alle anderen Pflichten des Mannes versumme, so rühmte sich der Valadin unserer Tage für seine Maitresse.

In den germanischen Ländern und besonders in Deutschland ist dieser Frauendienst nicht recht fortgekommen; es fehlte bei uns die Basis des Frauendienstes, nämlich die schönste Ehe; die deutschen Frauen mochten in dieser Beziehung nicht mit so kühner Raub zu verfahren, wie die Damen in Frankreich, und wenn ein deutscher Ritter sich dennoch darauf lieierte, den französischen Frauendienst nachahmen zu wollen, so erschien dies gewöhnlich als Karikatur. In Norddeutschland, bei dem alten fachsischen Stamme, findet sich vom Frauendienst fast keine Spur. Ueber den gesunden, kräftig feuchsten Sinn des Germanentums konnten solche Auschweifungen der Phantasie niemals große Macht erhalten. Als Probe für die kühne Raub jener Damen aus der Zeit des Troubadours gilt folgende Satzfache: Die Gräfin Champagne, eine der gefeiertsten Damen in Frankreich, war gefragt worden, si l'amour était possible dans le mariage. (Ob die Liebe in der Ehe möglich sei.) Ihre Antwort war nein.

Da die Blutzeit der italienischen Dichtkunst grade mit der höchsten Geltung des Frauendienstes im idealen Stil zusammen fiel, so verdanken wir die Werke Petrarcas und Dantes, so wie sie sind, jener seltsamen Vererbung unabhängiger Frauen. Die dichterische Kraft dieser beiden Poeten hatte nicht ihre Quelle im Frauendienst, sie erhielt nur ihre Nährung durch denselben und es bleibt daher die Frage offen, ob dieser Umstand für sie von Vortheil war. Beatrice, die gefeierte Geliebte Dantes, war verheiratet, und allem Anscheine nach glücklich. Als Dante an seinem großen Gedichte, der Divina Commedia, arbeitete, worin er Beatrice feiert, war er ebenfalls verheiratet, und man kann durchaus nicht sagen, daß er unglücklich war. Wäre Beatrice Dantes Gattin gewesen, er würde nie eine Zeile an sie gewidmet haben. Je größer damals die Klust zwischen beiden, um so näher dem Ideal.

Wie sehr der Umschwung der onomischen Verhältnisse in den späteren Jahrhunderten einen Wandel in diesen Dingen herbeigeführt hat, darüber braudt wohl nichts gesagt zu werden.

Farbe des Wassers. Man hat viel über die Farbe des Wassers geschrieben, ob dem reinen Wasser überhaupt irgend eine zufomme, ob es bei auffallendem Lichte in größerer Masse im reinen Zustand blau sei, und von welchen Ursachen es abhänge, wenn es grün oder gelblich erscheine. Es wurde darüber eine Untersuchung angestellt, welche zu dem Schlusse führt, daß reines Wasser eine schwach blaue Farbe besitzt, welche man aber nur bei größeren Massen wahrnimmt, weil die Intensität zu gering ist.

Wenn farblos mineralische Stoffe in dem Wasser gelöst worden, so verändert es dadurch seine Färbung nicht, die verschiedenen Färbungen, welche das in der Natur vorkommende Wasser zu zeigen pflegt, rühren von aufgelöster organischer Substanz her. Diese Substanz entsteht durch Verwesung, hat eine tief braunschwarze Farbe, löst sich jedoch nur durch Beisuffe von Alkalien, Potasche, Soda, auch Ammoniak in dem Wasser. Ist nur wenig Alkali in dem Wasser enthalten, so kann auch nur wenig organische Materie gelöst und dadurch eine nur wenig gelbliche Farbe erteilt werden. Diese mit der natürlichen blauen Farbe zusammen treffend, veranlaßt, daß das Wasser grün erscheint. Ist mehr Alkali vorhanden, also auch mehr organische Materie gelöst, so tritt das Blau immer mehr zurück, das Wasser nimmt eine gelbe, braune, in Masse fast schwarz erscheinende Farbe an. Es ist hierbei immer nur an klares Wasser gedacht, denn Wasser, welches keine organische Materie aufgelöst enthält, in dem aber eisenhaltiger Ton fein aufgeschlemmt ist, kann auch gelb bis rot erscheinen, es wird aber beim Siehen einen gelben Schlamm absetzen und reines Wasser von blauer Farbe darüber stehen. So ist die Rhone während ihres raschen Flusses im Wallisthal von aufgeschwemmten Tonen stets dunkelgelb, im Genfersee, wo ihr Wasser zur Ruhe gelangt und den Schlamm absetzt, wird es bald schon blau. Wasser aber, die aus Moorgrunden kommen, bleiben, auch wenn sie sich in Teichen und Seen sammeln, grün, gelb oder gar fast schwarz.

Rosenbein hat die Farbe des Himmels, die Beleuchtung, die Bewölkung ebenfalls Wirkung auf das Aussehen des Wassers, diese Veränderungen aber sind momentane.

Ein zollstatistisches Wurstessen. St. Bureausratius in seiner ganzen Glorie haben eine größere Anzahl Schüler der höheren Anstalten in Seeger (Hollstein) bewundern können, die unter Führung ihres Rektors zu Rad einen mehrtägigen Ausflug in den nördlichen Teil der Provinz Schleswig-Holstein als Ferienreise unternommen hatten. Der

D. Tagesztg. wird darüber geschrieben: Als sie von Habersleben aus nach Lieberfelden der Grenze in Stolding eingetroffen waren, kauften sie sich dort bei einem Schalder jeder ein Stück Wurst, füllten ihren Hunger und steckten den Rest als Wegzehrung in die Tasche. Als sie wieder die Grenze passiert hatten, wurden sie auf preussischer Seite angehalten und auf gollpflichtige Sachen untersucht, wobei sie denn wohl oder ibel die Wurststucke hervorholen mußten. Sie beteuerten zwar, daß diese nur ihren Bedarf an Lebensmitteln für die Radtour darstellten, doch alles half nichts: sie sollten dem Zollkassier den Dolus opfern. Schließlich erboten sie sich, die Wurst sofort zu verzehren. Sie wurden jedoch belehrt, daß auch dies unstatthaft sei; auf deutschem Boden dürfe keine unverzollte dänische Wurst gegessen werden. So taten sie denn das Unschonste, was sie tun konnten, führen ein Stückchen zurück, verzehrten jene teils der Grenze ihre Wurst und durften dann ungehindert die Grenzpassieren. Doch nicht alle! Einer der Schüler nämlich führte außer der Wurst noch ein Stückchen Käse bei sich, das er beim besten Willen nicht auf dänischem Gebiete hatte zurulassen wollen. Es war ganze 30 Gramm, aber der Zollkassier wollte auch davon sein Opfer haben. Der Schlemmer mußte bare 5 deutsche Reichspennige an Zoll erlegen, erhielt dafur eine spezialisierte Quittung und durfte dann mit seinem um 5 Pf. teureren Schatz wahr und wahrhaftig die schwarz-weißen Grenzspae passieren.

Waldverkeinerungen. In unserer Heimat erschließen sich häufig durch die Arbeiten der Geologen Wide auf fernem anderer Art, als die mit denen sich diese Lieberfelden in der Regel beschranigen. So ist in dem größtenteils bewaldeten Gebirgszuge bei Abersbach, dessen Felsenwald alljährlich Laufende angeht, eine höchst interessante geologische Entdeckung gemacht worden. Es ist ein großartiges Lager von verfeinerten Bäumen, wie es, nach einer Mitteilung eines Geologen, wenigstens im Gebirge der Steinbohlenformation weder in Europa noch in irgend einem anderen Teile der Erde beobachtet worden ist. Es hat zweieinhalb Meilen in der Länge, anderthalb Meilen in der Breite, und es gibt Punkte, von wo man mindestens dreihunderttausend Zentner verfeinerten Holzes übersehen. Alle Stämme gehören den Nadelhölzern an.

Die hoe Schwiegermutter. Aus der fruhlichen Weinstadt Neustadt a. S. schreibt der Frankf. Ztg. ein Leser: Daß die hoe Schwiegermutter keineswegs ins Reich der Fabel gehört, davon gab folgendes Heiratsgeschicht, das dieser Tage im hiesigen General-Anzeiger zu lesen war, beredte Kunde:

Heiratsgeschicht. Da ich mich vor meiner Schwiegermutter nicht mehr halten kann im Hause und beabsichtige, dieselbe zu verlassen, so suche ich auf diesem Wege einen passenden Mann zu finden. Offerten an (folgt Name), Kesselschmied, Zwerchgasse 7. Zu sprechen von 5 bis 6 und 11 bis 12 Uhr.

Die Schwiegermutter, die bereits 70 Lenge gezählt hat, verpflichtet hierauf im gleichen Blatte folgende Erwiderung:

Erwiderung. Ich danke Herrn (folgt Name) für seine Für Sorge, einen Mann für mich zu besorgen. Derselbe darf aber kein Schwindler und Lügner sein, darf abends keine Kellnerin als Braut vorstellen, darf keine Haare auf dem Kopfe haben, muss eine unbesahlte Musik spielen können, muss Kummelsburg, Plasensee und Moabit bereist haben, sonst heirate ich ihn nicht. Frau (folgt Name).

Der Schwiegersohn wird nach solchem Vorhall seines Sundenregisters wohl schwerlich weiteres Verlangen haben, mit seiner Schwiegermutter öffentlich anzubandeln.

Humoristisches.

Eine unerwartete Eröffnung. Fräulein Laura hat dem Zyrifer Huldreich Bonnesam auf seine feurigen Liebeserklarungen einen zierlichen Rock ausgedandigt. In fürchterlicher Erregung zieht Huldreich sein Messer. „Um Himmelswillen“, kreischt Laura, „löten Sie sich nicht! Ich erhore Sie!“ „Schön“, sagt Huldreich und klappt das Messer wieder zu, — „übrigens wollte ich bloß den Bleistift zu einem Abschiedsgedicht spitzen!“

Widerlegter Einwand. Sie haben mir gegenüber doch von ihren beiden seligen Männern gesprochen, und jetzt hab ich erfahren, daß Sie vom zweiten geschieden sind.“ — „Nun, glauben Sie etwa, daß der nicht selig ist?“ — (Lustige Blätter.)

Ein Erlaß des Kriegsministers ist gestern beim Appell verlesen worden: Aus Anlaß der Erortierungen, die die Sopender Affäre in den Zeitungen gefunden hat, könnte es den Soldaten zweifelhaft geworden sein, ob sie in Zukunft jedem ihnen irgendwo begegnenden Offizier ebenso vollkommen zu gehorchen hatzen wie bisher. Das ist der Fall. In Sopend sind einige Zivilpersonen schwer blamiert worden, und eine ganz untergeordnete Behode, nämlich eine Stadtverwaltung, hat einige Unannehmlichkeiten erlitten. Das ist kein Grund, militärische Verordnungen abzuändern. Es lebe die Disziplin!

Was heute alles möglich ist. Ein als Lucanus verkleideter Schulmeister setzte dem Kultusminister ab.

Genug, als Fenster verkleidet, kopfte nach seinem verwegenen Ausbruch aus dem Potsdamer Gefängnis den Staatsanwalt.

Der Herzog von Cumberland bestieg auf Grund einer gefälschten Kabinettsordre den braunschweigischen Herzogsthron. Robbielski trat dem Abgesandten des Kaisers, der ihm seine Entlassung überreichte, vor den Bauch, weil er ihn für einen Schwindler hielt. (III.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.



Das Blut stieg ihr ins Gesicht und sie begann schnell, gerabehn fieberhaft zu arbeiten, um ihre Scham zu verdecken. Das Wasser mußten die Mädchen abwechselnd aus dem Kesselhause holen, wo schon alle Vorbereitungen für die Campagne fast fertig waren. Lena war die letzte an der Reihe. Mit tief gesenkten Widen ging sie durch den Saal und bebte vor Angst, ob Wenzel sie auch sieht. Sie wird sich schon erniedrigen müssen, damit er sie wieder anredet, aber sie ist bereit, alles zu tragen, wenn es nur nicht vergebens ist. Vergebens aber sah sie sich nachher um, er war nicht zu sehen und betäubt kehrte sie zurück.

Erst während der Frühstückspause, als sie an der Werkstätte vorüber ging, sah sie ihn auf einer Bank mit andern sitzen. Wie eine Sinderin ging sie vorüber, die Arme unter der Schürze zusammengelegt, den Kopf gesenkt. Sie blinnte hin nach ihm, mit einem unbeschreiblich rührenden Blick und grüßte ihm: „Schönen guten Morgen!“ Er dankte nicht einmal und beachtete sie nicht. Warum hätte er auch aufs neue anfangen und den alten Scherz treiben sollen? Weshalb hat doch die ganze Geschichte ein Ende genommen —? Warum blinnte er auch absichtlich seitwärts und stampfte nur verlegen mit dem Fuße.

Lena ging vorüber und an der Türe erst, beim Hinausgehen sah sie sich um. Sie schien zu wanken. Ihr Anblick mußte mitbedauernd sein, denn selbst Regenda, als er sie sah, konnte nicht umhin, zu bemerken: „Die Arme!“

Die Arme hatte noch keinen Ton von sich gegeben, als Lena bereits wieder an ihre Arbeit ging. Wenzel war in der Werkstätte, piff ein lustiges Liedchen und achtete gar nicht nach ihr, als sie wieder vorüber ging und traurig hereinblinnte. Die anderen Mädchen waren noch nicht zurück und so setzte sich Lena auf eine Stufe bei dem Kesselrohr und küßte den Kopf in ihre Hände. Weich jedoch ließ ein Geräusch sie aufblicken und da sah sie, wie der fremde Arbeiter, der mit Kupfer zusammen arbeitete, zu ihr hinschritt. Lena erhob sich schnell und trat unwillig ans Fenster. (Fortsetzung folgt.)

## Die Entstehung der Steinkohle.

Von M. G. Waeg.

(Nachdruck verboten.)

Verschieden sind die Energiequellen, die sich dem Menschen bieten. Wir benutzen die Kraft des Windes zum Bewegen unserer Segelschiffe und auch für kleine Maschinen; in den Wassermühlen verwenden wir die Kraft des stehenden Wassers, also die Energie der Lage, die es beim Verändern seines Ortes abgibt. Wohl den mächtigsten Energievorrat besitzen wir in den Steinkohlen, einen Vorrat, der besonders wertvoll ist, weil wir ihn nicht, wie beim Wind und beim Wasser, zu bestimmter Zeit und am bestimmten Ort ausnützen müssen, den wir vielmehr überall hinführen, den wir überall und jederzeit verwenden können. Jedermann weiß, welche Bedeutung die Steinkohle für unser ganzes Leben gewonnen hat, daß unser ganzes industrielles Leben, unsere ganzen Verkehrsverhältnisse großenteils auf der Steinkohle aufgebaut sind. Sie ist es, die unsere Maschinen treibt, die uns das Rohmaterial aus weiter Ferne herbeischafft und die fertigestellten Waren wieder aus unseren Werkstätten in die Welt hinausträgt. Wo kommen nun diese Steinkohlen her?

Jedem ist wohl soviel bekannt, daß sie nicht überall vorkommen, sondern nur in gewissen Gebieten, und daß sie dort aus dem Innern der Erde hervorgeholt werden. Dort finden sie sich überdeckt von anderem Gestein in mehr oder weniger dicken Schichten, den sogenannten Steinkohlenlagern. Gewöhnlich liegen mehrere, oft zahlreiche Fläze übereinander, die dann durch verschiedene die Lager von anderem Gestein, häufig von Sandstein oder Tonsteinen, unter einander getrennt sind. Der Abbau eines solchen Steinkohlenlagers geschieht dann so, daß zunächst ein Schacht in die Erde getrieben wird, und da, wo der Schacht die Fläze durchschneidet, geht man denselben folgend zur Seite und baut Gänge, auf denen man die Steinkohlen bricht und heraus schafft.

Wie ist nun die Steinkohle unter die Erdoberfläche gekommen, woraus und wie ist sie entstanden? Die Antwort auf diese Frage gibt uns die Geologie, die Wissenschaft von der Bildung und Veränderung unserer Erdrinde. Sie lehrt uns, was wir ja alle aus eigener Erfahrung wissen, daß die Oberfläche der Erde sich dauernd verändert. Man muß natürlich absehen von der Veränderung, die Menschenhand hervorbringt. Die größte Veränderung bringt die Kraft des Wassers hervor. Das Wasser unseres Erdballs ist ja in steter Bewegung. Auf seinem Wege aber ist es nie müde. Jedermann weiß ja, welche Schrednisse die Gewalt des Wassers über weite Landstrichen bringen kann. Aber nicht nur solch große, plötzlich rasch angeschwollene Wassermassen zerstören und verändern den Bau der Erde. Es ist da nur besonders auffällig. Jeder Regentropfen fällt bewirkt dasselbe. Auch er hat einen, wenn auch kurzen Weg von der Stelle, wo er zuerst auffällt bis zur tiefer gelegenen. Und etwas nimmt er auf seinem Wege von der Erdrinde mit, sei es auch noch so wenig. Deutlich haben wir das alle schon beobachtet bei starkem Regen, wir wissen, wie er die Straßen spült, und welche trübigen Fluten sich dann in die Abläufe ergießen. Und nicht nur weiches Material, wie den Staub und den sonstigen Straßenschmutz führt er weg, auch die härtesten Steine spült das Wasser langsam aber sicher an. Das können wir an unsern Fußstapfen beobachten, die mit hartem Gestein belegt sind. Wir sehen dort deutlich, wie das Wasser auf diese selbst lösend und wegführend wirkt, an den Rinnen und Löchern, die sich unter den Dachtraufen und ähnlichen dem Wasser ausgefesselten Stellen finden. So verändert das Wasser fortwährend unsere Erdoberfläche, schafft die Erdrinde fort von den höher gelegenen Stellen und setzt sie an tieferen wieder ab. So muß der Meereshoben stets höher und höher werden, und in dem stetig neu sich bildenden Boden wird begraben, was sonst im Meere in die Tiefe sinkt. Aber noch andere Kräfte gestalten das Antlitz der Erde. Während manche Teile der Erde durch unterirdische Kräfte getrieben mehr und mehr dem Meere entzogen, versinken andere. Dies ist ein langsamer Vorgang zum Teil, aber selbst für uns zu bemerken an den Karften, die das Meer in das

Das Blut stieg ihr ins Gesicht und sie begann schnell, gerabehn fieberhaft zu arbeiten, um ihre Scham zu verdecken. Das Wasser mußten die Mädchen abwechselnd aus dem Kesselhause holen, wo schon alle Vorbereitungen für die Campagne fast fertig waren. Lena war die letzte an der Reihe. Mit tief gesenkten Widen ging sie durch den Saal und bebte vor Angst, ob Wenzel sie auch sieht. Sie wird sich schon erniedrigen müssen, damit er sie wieder anredet, aber sie ist bereit, alles zu tragen, wenn es nur nicht vergebens ist. Vergebens aber sah sie sich nachher um, er war nicht zu sehen und betäubt kehrte sie zurück.

Erst während der Frühstückspause, als sie an der Werkstätte vorüber ging, sah sie ihn auf einer Bank mit andern sitzen. Wie eine Sinderin ging sie vorüber, die Arme unter der Schürze zusammengelegt, den Kopf gesenkt. Sie blinnte hin nach ihm, mit einem unbeschreiblich rührenden Blick und grüßte ihm: „Schönen guten Morgen!“ Er dankte nicht einmal und beachtete sie nicht. Warum hätte er auch aufs neue anfangen und den alten Scherz treiben sollen? Weshalb hat doch die ganze Geschichte ein Ende genommen —? Warum blinnte er auch absichtlich seitwärts und stampfte nur verlegen mit dem Fuße.

Lena ging vorüber und an der Türe erst, beim Hinausgehen sah sie sich um. Sie schien zu wanken. Ihr Anblick mußte mitbedauernd sein, denn selbst Regenda, als er sie sah, konnte nicht umhin, zu bemerken: „Die Arme!“

Die Arme hatte noch keinen Ton von sich gegeben, als Lena bereits wieder an ihre Arbeit ging. Wenzel war in der Werkstätte, piff ein lustiges Liedchen und achtete gar nicht nach ihr, als sie wieder vorüber ging und traurig hereinblinnte. Die anderen Mädchen waren noch nicht zurück und so setzte sich Lena auf eine Stufe bei dem Kesselrohr und küßte den Kopf in ihre Hände. Weich jedoch ließ ein Geräusch sie aufblicken und da sah sie, wie der fremde Arbeiter, der mit Kupfer zusammen arbeitete, zu ihr hinschritt. Lena erhob sich schnell und trat unwillig ans Fenster. (Fortsetzung folgt.)

## Ein Weibstypus.

Einen glückseligen Typus des Weibes gibt es. Stolz thront er auf goldenem Thron. Zu seinen Füßen knien huldigend die Starcken und reiden ihm mit ehrfürchtig erhobenen Händen die besten ihrer Gaben. Dieser Typus heißt: die Ux., Erz- und Normalgans. Ihr, der sehr Holden, sehr Wilden, soll mein Loblied erschallen.

In drei Unterabteilungen spaltet sich dieser segensreiche Typus, von denen zwei schon ein wenig unmodern sind, immerhin in der frommen Kinderstube Deutschlands noch guten Absatz und liebebe Veneration finden. Mit einer behäbigen weichen Aus ist der erste, älteste, vergleichbar. Delig lächelnd nachschelt sie daher, kriegt sehr viel Kinder, bedundet für die äußeren Berufsstände des Gatten (denn ein Ehegesspons hat sie immer) ein wohlwollendes Interesse und läßt sich im übrigen mit freundsichtlichem Schulterklopp ins Wohnzimmer schiden, wenn teufliche Mannesworte mit Gleichgültigkeit gelauscht werden sollen. Ganz heimlich aber, auf trümmigen Wegen, um dunkle Ecken herum, zwingt sie ihn unter ihr Szepter, und listig weiß sie jeden frischen Luftzug auszupehren, der den kleinen Klätscherbach bouzgeissen Wohlbehagens ein wenig aufzühren könnte. Und der biedere, teufliche Mann, der speziell auf dem tugendhaften Land und in

Das Charakteristische Merkmal der zweiten Unterabteilung ist: Chic à tout prix, daher im allgemeinen mehr Gebrauchsartikel für die Bekleiden der Nation. Da sie aber nicht wäherlich ist, akzeptiert sie gnädig denütige Qualifikationen der weniger Ehen, die ihr, dem ach so liebköhen Kind, dem reizenden Kaiser, in den Tagen zührender Selbstlosigkeit und Fülle dargebracht werden. Sehr feiter ist sie, sehr hilfbedürftig und ganz entzündend lapprig. Sie weiß von nichts, aber auch absolut von nichts etwas, und mit naiv dankbarem Augenaufschlag läßt sie sich belehren. Mit stolz geschwelltem Busen unternimmt es der Ewig-Wäherliche, dies weisse Wähtlein mit seiner, selbstverständlich sehr schönen Handchrift zu beschreiben. In der schwülen Stille ihres Boudoirs jedoch schwingt sie unbarbarisch die Reithose sinnlicher Lust über ihrem Opfer. In ihrem Vogelbüchchen jagen und reifen Träume raffiniertester Pervertität. Er aber windet sich mollißig in diesen fesseln niedersten Genuss und sorgt, daß ihr Fülllein im Söderlisch auf seinen Stein stoße. — Jetzt aber, jetzt wünscht ich mir Jubals Garbe und die Trompeten Jerichos, um deinen Symmus zu fingen, dein draufendes Rob, dir „modernes Weib“.

Die allerneueste Erggans hat mit Hilfe mehrerer Dutzend Romane entdeckt, daß sie ersten Individualität und zweitens brachliegende Kräfte besitze. Diese Individualität aber muß unter allen Umständen sehr gehet und gepflegt werden, damit die böse Welt auch daran glaube — und einen Schritt ins Laterbaste muß sie haben, damit die Modernität zweifelstfrei ist. Da alle Individualität bei ihr auf das Körperliche gestützt ist, erdenkt sie sich eine Präsur, die Eigenart und Safer markiert. Ihren Körper füllt sie in phantastische, mehr aneothisch als künstlerisch wirkende Gemälder und gleitet überall dort heran, wo es ganz besonders „erflusst“, „intim“ und „artistic“ zugeht, d. h. also, wo der spezifisch berlinerische Kunstsnobismus ganz besonders üppig ins Kraut schießt. Gefährlicher ist ihre Latenzkraft, der auf keinerlei Voraussetzungen ruht. Sehr oft dichtelt sie, oft malt sie. Musik wird auf sie banal empfunden. Diese gereizten und gemalten Unglücksfälle finden stets freundsätzliche Verfasslicher, weil sie doch sooo „interessant“ ist und es doch „gar nicht nötig hat“. Manchmal aber sind ihre feilschen Qualitäten so ungeheuer differenziert, daß sich dieser Reichum nicht in die Begrenztheit einer künstlerischen Betätigung zwingen läßt. In diesem Fall befähigt die Erggans ihre „brachliegenden Kräfte“ und ihr erlebnisunwürdiges „Weibstum“ in der Rolle der Gecria. Und blasse Jünglinge mit Weilschmerzloiden lassen sich von ihr inspirieren zu tiefergründigen Erturben über das „Rästel des Weibes“. Mit Vorliebe gehen sie an ihr zugrunde, um einen Wortwand zu haben, der argen Welt ihre Arbeitskraft zu entziehen und in Raffeehäusern Schwermut zu wimen.

Eins ist diesen drei scheinbar so verschiedenen Unterthpen der Ux., Erz- und Normalgans gemeinlich: Das Leben ist ihnen eine vergnügliche, glatte Aufschbahn unter freundlich blauem Himmel. Ihre Tränen werden eilends getrocknet, hilfreiche Hände strecken sich entgegen, während manch tapferes Weib am Weg zusammenbricht und ihren Reichum begräbt. Schmarozker sind sie am Baum der Gesellschaft, Schlingpflanzen, die sich heimtlich um die Füße der kämpfenden, starken Frauen schlingen, die den Weg zur Freiheit suchen. (Neue Gesellschaft.)

## Riecele.

Eine pädagogisch-pathologische Studie.

(Nachdr. verb.)

Wenn ich ihn vor mir sehe, den kleinen Mann in den artig geblähten Söschchen, mit dem großen blonden Krauskopf und den scharfblühenden blauen Augen, dann muß ich lachen, wenigstens innerlich. Das Selbstbewußtsein, das sich in seinen feig aufgestellten kurzen Beinchen und dem finsternen Trostlopf ausdrückt, steht in so komischem Widerspruch mit dem ganzen kleinen Gefäßchen und der zarten Kindererziehung, daß man eben lachen muß. Wenn ich ihn mit seinem Rosenamen Riecele — eigentlich heißt er Erich — freundlich rufe, dann kommt er mit Sonnenschein auf dem Gesicht im Trab wie ein kleines Pferd herbeigerannt und sagt ganz unermittelt: „Du, Onkel, wo ich noch klein war, hab' ich immer gemeint, jetzt wein' ich aber nimmer!“ Dann wirft er einen Blick in den Spiegel und betrachtet sich wohlgefällig. Ich unterbreche rasch diese alberne Beschäftigung mit dem Spiegel, wirble ihn zwei- oder dreimal in die Luft, fange ihn wieder auf und lege ihn an den Boden, wo ich ihn ordentlich müde und zausle, während er laut lacht. Klüßlich bekommt er die Hand frei und haut mir mit seinem Patschhändchen ins Gesicht. Da eilt die Mutter herbei, die bis dahin lächelnd zugehört, und will das böse Kind strafen. Ich lasse es natürlich nicht zu. Denn ich habe mit ihm gespielt und wenn es nach mir schlägt, dann ist das seine etwas ungestüme Art des Spielens. Tiere, junge und alte, machen das oft so: sie schlagen im Spasse mit den Zähnen nacheinander oder beißen sich um die Ohren oder in den Schwanz und sind sehr vergnügt dabei. Daß Riecele seine Ohrfeige ganz gut gemeint hat, sah ich an dem kreuzfidelen Gesicht, mit dem er mir dieselbe verabreichte. Er wusch: jetzt wird gespielt, und er nahm sich dabei dieselben Rechte heraus, wie ich; da er mich nicht in die Luft werfen, wieder aufhängen und müdeln konnte, so hielt er mit eine herunter.

Wir begeben bei der Erziehung sehr oft den Fehler, unsere Gedanken und Anschauungen in den Kinderkopf zu verlegen und danach des Kindes Taten zu beurteilen, anstatt umgekehrt uns in des Kindes Seele zu versetzen und aus ihr heraus zu urteilen. Riecele gilt bei allen Vätern und Müttern und Großmüttern und oft auch bei der Mutter (der Vater lebt nicht mehr) für ein „böses, unartiges Kind“, weil er keinen Sinn für äußerliche Autorität und für die Unterwürdigkeit zwischen groß und klein hat, weil er mit großer Hartnäckigkeit seine eigenen Ansichten durchsetzen will, und weil er bei jedem Widerstand, den man der Verwirklichung seiner Absichten entgegenstellt, mit einem sehr ernsten „Warum?“ zum guten Gründen für das Verhalten seiner Gegner fragt. Das „Warum?“ ist bisweilen so ernst, daß sich zwischen den kleinen Augenbrauen des Kindes eine kleine Falte bildet, wenn es dieses Wort ausspricht. Ich freue mich über jedes

Das Charakteristische Merkmal der zweiten Unterabteilung ist: Chic à tout prix, daher im allgemeinen mehr Gebrauchsartikel für die Bekleiden der Nation. Da sie aber nicht wäherlich ist, akzeptiert sie gnädig denütige Qualifikationen der weniger Ehen, die ihr, dem ach so liebköhen Kind, dem reizenden Kaiser, in den Tagen zührender Selbstlosigkeit und Fülle dargebracht werden. Sehr feiter ist sie, sehr hilfbedürftig und ganz entzündend lapprig. Sie weiß von nichts, aber auch absolut von nichts etwas, und mit naiv dankbarem Augenaufschlag läßt sie sich belehren. Mit stolz geschwelltem Busen unternimmt es der Ewig-Wäherliche, dies weisse Wähtlein mit seiner, selbstverständlich sehr schönen Handchrift zu beschreiben. In der schwülen Stille ihres Boudoirs jedoch schwingt sie unbarbarisch die Reithose sinnlicher Lust über ihrem Opfer. In ihrem Vogelbüchchen jagen und reifen Träume raffiniertester Pervertität. Er aber windet sich mollißig in diesen fesseln niedersten Genuss und sorgt, daß ihr Fülllein im Söderlisch auf seinen Stein stoße. — Jetzt aber, jetzt wünscht ich mir Jubals Garbe und die Trompeten Jerichos, um deinen Symmus zu fingen, dein draufendes Rob, dir „modernes Weib“.

Die allerneueste Erggans hat mit Hilfe mehrerer Dutzend Romane entdeckt, daß sie ersten Individualität und zweitens brachliegende Kräfte besitze. Diese Individualität aber muß unter allen Umständen sehr gehet und gepflegt werden, damit die böse Welt auch daran glaube — und einen Schritt ins Laterbaste muß sie haben, damit die Modernität zweifelstfrei ist. Da alle Individualität bei ihr auf das Körperliche gestützt ist, erdenkt sie sich eine Präsur, die Eigenart und Safer markiert. Ihren Körper füllt sie in phantastische, mehr aneothisch als künstlerisch wirkende Gemälder und gleitet überall dort heran, wo es ganz besonders „erflusst“, „intim“ und „artistic“ zugeht, d. h. also, wo der spezifisch berlinerische Kunstsnobismus ganz besonders üppig ins Kraut schießt. Gefährlicher ist ihre Latenzkraft, der auf keinerlei Voraussetzungen ruht. Sehr oft dichtelt sie, oft malt sie. Musik wird auf sie banal empfunden. Diese gereizten und gemalten Unglücksfälle finden stets freundsätzliche Verfasslicher, weil sie doch sooo „interessant“ ist und es doch „gar nicht nötig hat“. Manchmal aber sind ihre feilschen Qualitäten so ungeheuer differenziert, daß sich dieser Reichum nicht in die Begrenztheit einer künstlerischen Betätigung zwingen läßt. In diesem Fall befähigt die Erggans ihre „brachliegenden Kräfte“ und ihr erlebnisunwürdiges „Weibstum“ in der Rolle der Gecria. Und blasse Jünglinge mit Weilschmerzloiden lassen sich von ihr inspirieren zu tiefergründigen Erturben über das „Rästel des Weibes“. Mit Vorliebe gehen sie an ihr zugrunde, um einen Wortwand zu haben, der argen Welt ihre Arbeitskraft zu entziehen und in Raffeehäusern Schwermut zu wimen.

Eins ist diesen drei scheinbar so verschiedenen Unterthpen der Ux., Erz- und Normalgans gemeinlich: Das Leben ist ihnen eine vergnügliche, glatte Aufschbahn unter freundlich blauem Himmel. Ihre Tränen werden eilends getrocknet, hilfreiche Hände strecken sich entgegen, während manch tapferes Weib am Weg zusammenbricht und ihren Reichum begräbt. Schmarozker sind sie am Baum der Gesellschaft, Schlingpflanzen, die sich heimtlich um die Füße der kämpfenden, starken Frauen schlingen, die den Weg zur Freiheit suchen. (Neue Gesellschaft.)

Wenn ich ihn vor mir sehe, den kleinen Mann in den artig geblähten Söschchen, mit dem großen blonden Krauskopf und den scharfblühenden blauen Augen, dann muß ich lachen, wenigstens innerlich. Das Selbstbewußtsein, das sich in seinen feig aufgestellten kurzen Beinchen und dem finsternen Trostlopf ausdrückt, steht in so komischem Widerspruch mit dem ganzen kleinen Gefäßchen und der zarten Kindererziehung, daß man eben lachen muß. Wenn ich ihn mit seinem Rosenamen Riecele — eigentlich heißt er Erich — freundlich rufe, dann kommt er mit Sonnenschein auf dem Gesicht im Trab wie ein kleines Pferd herbeigerannt und sagt ganz unermittelt: „Du, Onkel, wo ich noch klein war, hab' ich immer gemeint, jetzt wein' ich aber nimmer!“ Dann wirft er einen Blick in den Spiegel und betrachtet sich wohlgefällig. Ich unterbreche rasch diese alberne Beschäftigung mit dem Spiegel, wirble ihn zwei- oder dreimal in die Luft, fange ihn wieder auf und lege ihn an den Boden, wo ich ihn ordentlich müde und zausle, während er laut lacht. Klüßlich bekommt er die Hand frei und haut mir mit seinem Patschhändchen ins Gesicht. Da eilt die Mutter herbei, die bis dahin lächelnd zugehört, und will das böse Kind strafen. Ich lasse es natürlich nicht zu. Denn ich habe mit ihm gespielt und wenn es nach mir schlägt, dann ist das seine etwas ungestüme Art des Spielens. Tiere, junge und alte, machen das oft so: sie schlagen im Spasse mit den Zähnen nacheinander oder beißen sich um die Ohren oder in den Schwanz und sind sehr vergnügt dabei. Daß Riecele seine Ohrfeige ganz gut gemeint hat, sah ich an dem kreuzfidelen Gesicht, mit dem er mir dieselbe verabreichte. Er wusch: jetzt wird gespielt, und er nahm sich dabei dieselben Rechte heraus, wie ich; da er mich nicht in die Luft werfen, wieder aufhängen und müdeln konnte, so hielt er mit eine herunter.

## Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Es ist allgemein bekannt, daß man sich zu den Maßregeln unleidet, und zwar hängt solches nicht nur allein von den herrschenden Sitten und Gebräuchen ab, sondern steht mit einem gewissen Reinlichkeitsgefühl in Verbindung, da die gewöhnlichen Verlebensweisen, wie jeder selbst weiß, leicht bestäubt und verstaubt werden. Gar mancher, der sich nach des Tages Mühen und Arbeit dazu aufrauft, sich vollständig umzugiechen, wird dafür einmal durch das Gefühl der körperlichen Erschöpfung belohnt, dann aber auch durch einen besseren Appetit beim Essen. Der Lanct tritt für einen solchen Kleiderwechsel namentlich für die Abendmahlzeit ganz besonders beim schwerarbeitenden Labengestellten, Kantorarbeiter und gewöhnlichen Arbeiter ein. Es steht ohne Zweifel fest, daß das Tragen einer besseren Kleidung, wie man sie am Sonntag anzuziehen pflegt, schon im allgemeinen einen Einfluß auf das Wohlbefinden und die fröhliche Stimmung der Menschen ausübt. Gerade bei den arbeitenden Klassen ist der Unterschied im äußeren an Wertlagen und an Sonntagen entschieden ein ziemlich großer. Ja, der Kleiderwechsel wird sogar mit einem Wade verglichen, dessen Wirkungen mild anregend und erquickend sind und zugleich das Gefühl der Ermattung und Ermüdung verschwinden lassen. Die Erklärung hierfür ist sehr leicht, da die Kleidungsstücke, wenn sie alle Tage getragen werden, sich mehr oder minder in ihren Poren verstopfen und vorübergehend ihre ventilierenden Eigenschaften verlieren, sodah die Ausdünstungen des Körpers nicht frei entweichen können. Ein Kleiderwechsel, namentlich vor der Hauptmahlzeit am Abend, entspricht also nicht nur den herrschenden Sitten und Gebräuchen, sondern befördert vielmehr die geistige und körperliche Gesundheit und steht deshalb mit unseren gesundheitlichen Grundgesetzen vollständig im Einklang.